

Chalanda Mars

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Windesbrausen.

Des Windes Brausen dringt durch Tür und Fenster,
Um Häuserecken fegt es ungelind.
Die Birkenwipfel schwanken wie Gespenster,
Die auf der nächt'gen Fahrt zum Blocksberg find.

Des Windes Brausen hat mein Sein ergriffen
Und meinen Geist gewaltsam aufgestört.
Mir wird zu Mut, wie ankerlosen Schiffen,
Sie ächzen laut, wenn sich die Flut empört.

Von mir geht etwas mit auf große Reise,
Vom tollen Sausen um mich her verführt.
Mein Lebenskarren hüpf't aus altem Gleise,
Der Wind hat Sehnsucht in mir aufgeschürt.

Ins Unermess'ne jagen die Gedanken,
Die selbst des großen Rätsels Kinder find,
Und seltsam, wie die Baumeswipfel, schwanken
Sie fahrtenlustig mit im Zeitenwind.

Jakob Heß.

Chalanda Mars.*

Von Ernst Eschmann.

Das ganze Engadin lag noch in tiefem Schnee. Meterhoch ummauerte er die Straßen. Von Haus zu Haus zogen sich schimmernde Wälle, die zuweilen bis an die kleinen Fenster hinaufreichten. Durch die schmalen Gassen bewegte sich wenig Volk. Es schien, als ob die Leute einen Winterschlaf angetreten hätten, wie die Murmeltiere, die den Sommer über ihre Piffen von den Flüssen erschallen ließen.

In Pontresina herrschte ungestörte Ruhe. Aus den Ställen kam hie und da ein Ton von einem Pferd oder von einer Kuh. In den Stuben spann eine trauliche Dämmerung, auch wenn der Tag draußen mit strahlender Sonnenhelle seine Wunder entfaltete. Nur kurze Stunden dauerte es, und die Nacht kündete sich bereits wieder an.

„Mutter, den wievielten haben wir eigentlich heute?“ fragte eines Tages der geschäftige Gian und guckte vom kleinen Spitzerker der Stube zuerst die Straße hinauf, dann die Straße hinunter. Er hoffte, wahrnehmen zu können, daß der Schnee seit gestern wieder um ein Beträchtliches zusammengeschmolzen war. Aber zu seinem Leidwesen war nicht viel davon zu entdecken.

„Heut zählen wir den zwanzigsten,“ gab Frau Caprez ihrem Buben zur Antwort. „'s ist mir auch recht, wenn man dran denken darf, daß wir der Sonnseite des Jahres wieder entgegensteuern. Der Winter hat wahrhaftig heuer wieder genug getobt, und ein Holz haben wir im Ofen verbrannt, eine ganze Gemeinde in tiefern Strichen hätte damit auskommen können. Aber Gottlob, bald haben wir's gewonnen!“

Ganz im Verborgenen hegte Gian mit dem Herannahen des Frühlings noch eigene Gedan-

ken. Denn die Winterschule ging zu Ende, und mit dem Heraufrücken der warmen Wochen waren auch die langen Ferien da, die lange Freiheit über die Sommermonate, für die er bereits schon große Pläne ausgeheckt hatte. Nicht etwa, daß er ein Faulpelz und Nichtsnutz gewesen wäre! Aber die Schule mit ihrem ewigen Zwang behagte ihm nun einmal nicht. War es nicht etwas ganz Wider-natürliches, zu bestimmten Zeiten in eine so enge Bank gezwängt zu sein! Und alles um ihn herum hatte sonst seine Freiheit. Der Schnee setzte sich hin, wo er wollte, auf die Dächer, auf den Kirchturm, auf die Ärven im Wald, und wenn er gar übermütig und unternehmungslustig war, lagerte er sich auf dem Rücken des Schafferges, machte den beiden Schwestern einen Besuch oder setzte dem Piz Languard eine neue Kappe auf. Die Wolken nahmen auch ihre freien Flügel, die Wildbäche im Sommer schufen sich neue Bahn.

Und dann, wie die Schule ihn sonst noch quälte! Brauchte man denn das alles einmal im Leben, oder konnte man am Ende auch ohne die verzwicktesten Rechenkünste und ohne daß man die Buchstaben so regelmäßig und wie steife Soldaten nebeneinander reihete, konnte man vielleicht nicht auch ohne die Kenntnis von allen Winkeln und Vielecken mit ihren Gesetzen und Lehrsätzen ein tüchtiger Bürger werden, der in irgendeinem Beruf seinen Mann stellte? Der Lehrer Florian Zambail stellte das täglich in Abrede, und mehr als einmal hatte er Gian prophezeit: „Aus dir wird einmal nichts Rechtes werden, wenn du nicht ganz anders ins Geschirr stehst!“

Als er dies zum erstenmal gehört hatte, war er zusammengefahren, denn er hatte keineswegs die Absicht, den Eltern dereinst zur Last zu fallen, und er hütete sich wohl, dem Vater von diesen

* Kulturbild zu den Engadiner Schilderungen der letzten Nummer. — Aus dem Buch: Gian Caprez. Verlag Drell Füßli A.-G., Zürich.

schlimmen Aussichten etwas verlauten zu lassen. Nun, jetzt hatte er ja noch alle Zeit, einem soliden Lebenswerk zuzusteuern. Später aber, als ihm der Lehrer tagtäglich die gleiche schlimme Zukunft voraussagte und gelegentlich auch andere Kameraden miteinschloß, und eine um so größere Zahl, je aufgeregter und zappeliger er war, begann Gian diese Rüge auf die leichte Achsel zu nehmen und versprach sich nicht selten aus einem verbissenen Troste heraus: dem Schulmeister will ich beweisen, daß einmal das Gegenteil an mir wahr wird. Vorläufig aber will ich ihm die Freude nicht machen, auf einmal aus lauter Angst eine ganz andere Route zu wählen.

So schlug sich Gian Caprez mit mehr Mißmut als Behagen durch die Nöte der Winterschule und begrüßte jeden Sonnenstrahl, in dem auch gleich die ersten Frühlingsboten mitglänzten.

In weniger als vierzehn Tagen war der erste März erreicht, Chalanda Mars. Hei, war das ein Jubel! Denn dieser Tag bedeutete für die Engadiner Jugend stets ein besonderes Fest.

„Mutter, hast du gehört? Dies Jahr soll's lustig werden wie noch nie, haben wir gestern in der Schule ausgemacht!“

Frau Caprez setzte diesem Jubel einen Dämpfer auf. „Es ist jetzt noch alle Zeit, und daß ihr's diesmal am ersten März noch toller treiben wollt, will mir nicht recht in den Kopf. Ich habe den Lärm jetzt noch in den Ohren.“

„Ich hole die größten Schellen im Stall, daß man es weit um und überall vernimmt: der Frühling ist da!“

„Aber er ist ja noch gar nicht da, auch am ersten März nicht!“ warf die Mutter mit Recht ein. „Schau nur aus dem Fenster und strecke die Nase aus einem Flügelschen. Es weht noch ein rechter Schnee- und Winterluft.“

„So zeigen wir doch aller Welt an, daß er auf dem besten Weg ist zu kommen, und wer weiß, wenn wir ihn so laut begrüßen, beschleunigt er seinen Gang und trifft noch ein paar Tage früher ein bei uns, als er's sonst in seinem Kalender vorgesehen hat.“

Da öffnete sich die Türe. Herein traten Andrea, der ältere Bruder Gians, und der Vater. Sie ließen durch ein eifriges Prusten und Zusammenschlagen der Hände erraten, daß draußen noch der Winter grimmig herrschte. Der Vater war eine mittelgroße, eindruckliche Erscheinung mit langem, angegrauten Vollbart. Er trug ein gesundes, wetterhartes Wesen zur Schau und hatte etwas von den Arven, die jahraus-jahre in von

Wind und Stürmen zerzaust wurden und doch nie bleibenden Schaden litten. Etliche Narben an den Händen waren Zeugen von mühseliger Holzarbeit und von den rauen Temperaturen; von der Unfreundlichkeit des Klimas schien auch manches in das innere Wesen des alten Caprez übergegangen zu sein. Er führte eine etwas brummige Sprache, meinte es aber bei weitem nicht so schlimm, als es tönte. Er war ein Mann der Arbeit und hatte von Jugend auf nichts anderes gewußt als Tag für Tag gehörig zuzugreifen und am Abend mit müdem Rücken sich zur Ruhe zu legen. Sein Vater hatte ihm diesen unermüdlichen Arbeitseinstern eingepflanzt. So war es ganz selbstverständlich, daß später seine beiden Buben auch tüchtig ins Zeug griffen.

Daß er das mit Andrea ohne weiteres fertig brachte, glaubte er mit Bestimmtheit vorauszu sehen. Denn dieser legte viel praktisches Geschick an den Tag und hatte Freude, wenn er sich mit ihm im Holz, im Stall oder im Hochsommer beim Heuet tummeln konnte. Er war geradezu von einem Schaffensehrgeiz befallen und glücklich, wenn ihn der Vater seines rührigen und anstelligen Wesens wegen belobte und vor dem etwas gemächlicheren Gian herausstrich.

Ja, der Gian! Das war des Vaters stille Sorge! Er schien ganz aus anderm Holze geschnitten zu sein wie er, wie Andrea. Er war auch etwas schwächlich, und seine schmalen Wangen ließen vermuten, ein geheimes Übel könnte im Hintergrund lauern, um eines Tages mit aller Tücke und Gefährlichkeit loszubrechen. Aber das war es nicht. Auch Gian war im Grunde eine gesunde Natur. Er schlug nur mehr in die Art der Mutter, die stets ein gebrechliches Wesen zu sein schien. Schien, denn auch ihr fehlte nichts, höchstens, daß der Winteranfang ihr einen lauten Husten brachte und Gliederschmerzen, die sich wieder verloren, ohne daß ein Arzt oder sonst ein Hausmittel zu Hilfe gezogen werden mußte. Auch in den Gesichtszügen glich Gian seiner Mutter. Er hatte ihr Lächeln, ihre Augen, ihr Kinn, und zum Teil schon aus diesen äußern Gründen glaubte sie, sie müsse sich Gians doppelt annehmen. Er wurde ihr Liebling und fand gelegentlich mehr Recht bei ihr als beim Vater. Sie steckte ihm auch hin und wieder einen guten Bissen zu, ohne daß Andrea ein Gleiches erhielt.

Das merkte der scharfsichtige Bruder bald und hielt sich je länger je mehr an den Vater. Dieser ließ ihm dann nicht selten auch einen Vorteil zukommen und entschuldigte ihn bei sich mit den

Gedanken: der Andrea hat mir auch wacker geholfen, der Gian aber ist bei der Mutter an der Ofenwärme geblieben.

So bildete es sich von selbst heraus, daß Gian und Andrea nicht immer im besten Einvernehmen lebten. Sie spielten sich von Tag zu Tag mehr in die Rolle der feindlichen Brüder hinein und führten ein Leben, das eher ein Kampf war als gesellige Eintracht. An Gelegenheiten fehlte es nie, daß der stille Kriegszustand in lärmenden Hader überging, und je nachdem Gian oder Andrea einen Vorsprung zu haben glaubte, wurde die Mutter oder der Vater als Schiedsrichter gerufen. Meistens zog Gian den kürzern. Schon weil er der jüngere war und beide durchaus im Zeitalter des Faustrechtes lebten. Da aber Andrea die stärkeren Arme hatte und meistens auch die flinkeren Beine, ergab es sich von selbst, daß die Großzahl der Hiebe auf Gian sitzen blieb, ohne daß sie gerächt wurden. Das versetzte ihn in eine geladene Gemütsstimmung, die sich in manchen ungeschliffenen Worten und Bewegungen äußerte. Die Mutter erschrak zuweilen, wenn er so unvermittelt herausplakte und knappe, ja schroffe Antworten gab. Aber sie entschuldigte ihn auch gleich wieder: der Andrea wird ihn gereizt haben. Wenn aber der Vater so ein unwilliges Wort hörte, schüttelte er den Kopf und sagte sich: Wahrlich und leider Gottes, der Lehrer hat wohl recht: aus dem Gian wird einmal ein rechter Nichtsnutz! Andrea hatte nämlich diese Worte des Lehrers am selben Morgen, da sie zum erstenmal gefallen, dem Vater hinterbracht. Der Vater glaubte bald selber allen Ernstes daran und nahm sich um so eher vor, bei Gian schärfere Saiten aufzuziehen und ihn ganz besonders in seine straffe Zucht zu nehmen.

Wenn Gian alles hätte ausplaudern wollen, was er von seinem Bruder Andrea wußte! Seinem Wohlergehen zuliebe und aus Furcht vor dem Stärkern schwieg er still. Von Zeit zu Zeit aber rissen auch ihm die Stränge, und er trug die Klagen zur Mutter. Wenn sie dann weiter dem Vater zu Ohren kamen, nahm er sie nicht selten mit Unglauben auf oder hatte ein Wort der Entschuldigung, anstatt einen eindeutigen und scharfen Tadel auszusprechen.

Im Frühling, der nun im Anzuge war, konnten sich die Brüder besser aus dem Wege gehen. Sie waren nicht mehr in denselben kleinen Stubenraum zusammengepfercht, der mit seiner überhitzten Temperatur die Kriegsstimmung steigerte.

Ein weiterer Grund für Gian, die junge Jahreszeit laut zu begrüßen.

Auch Andrea freute sich, bald Chalanda Mars mit allen seinen Kameraden mitzufeiern. Er rechnete aus, es werde das letzte Mal sein. In ein paar Wochen sagte er der Schule auf immer Lebewohl. So wollte er noch einmal jung und übermütig sein. Es war ihm bereits die Rolle des Zusehens zugeteilt worden. Der Zuseh übernahm jeweilen zusammen mit dem Senn und dem Hirten die Führung des langen Zuges, den die Dorfsjugend am ersten März durch alle Straßen und Gassen veranstaltete. Diese drei Ehrenposten wurden gewöhnlich Knaben der ältesten Klassen übergeben. Sie wurden in einfache Hirtshemden gesteckt und walteten so ihres Amtes.

Beim Beschaffen der Glocken setzte es noch manches Geplänkel ab. Gian mußte auch hier wieder zurücktreten. Er tat es diesmal ohne viel Murren, sagte er sich doch: im nächsten Jahr werde ich dann all das zur Verfügung haben, was mir heute Andrea vorweg nimmt.

Die Mutter war froh, daß der Tag nicht mehr lange auf sich warten ließ. Sie hatte am meisten diese beständigen Zänkereien mitangehört. Wenn sie auch manchmal des Abends das Herz davon übergall hatte, behelligte sie den Vater nicht damit. Denn er kam müde und angegriffen von seiner Arbeit und wollte lieber Ruhe und Erholung als Knabenstreit und lästige Zutragereien.

Man zählte den 28. Februar. Morgen sollte die Jugend ihr Frühlingsfest begehen. Daß es doch schon vorbei wäre! wünschte im stillen Frau Caprez. Sie verwünschte geradezu den lärmenden Trubel, auf den es im Grunde die Kinder abgesehen hatten. Andererseits wollte sie ihnen doch auch nicht vor der Freude sein; denn sie erinnerte sich noch gar wohl, wie gerne sie einst mitgemacht und zur überlauten Luftbarkeit dorfauf und ab selber nicht wenig beigetragen hatte.

Gian machte in später Stunde die Probe, ob er sein Sprüchlein, das morgen vor den Türen aufgesagt werden mußte, auch noch richtig auswendig wußte. Denn davon hing es gelegentlich ab, wieviel an Gaben er einheimste und wie weit der Erlös für weitere Freuden langte. Vor dem Schlafengehen nahm er alle seine Glocken zuhanden, die er vor der Zugriffigkeit Andreas noch hatte retten können. Er brachte sie unter seinem Bett in der Bodenkammer in Sicherheit. Chalanda Mars sumnte es ihm in den Ohren. Das war das Schlummerlied, mit dem er bald hinübersegelte ins Reich der seligen Träume.

Aus einem tiefen, gesunden Schlaf schoß er auf und suchte in der Dunkelheit alle seine Siebensachen zusammen. Er horchte in die stockfinstere Nacht hinaus. Sechs dumpfe Schläge hallten vom Kirchenturm herunter. Es war höchste Zeit, daß er sich aufmachte. Nein, der letzte wollte er am ersten März nicht sein. Nun ging er hinüber zum Bette Andreas. Aber kein einziger Schnauf wurde hörbar. Was war denn mit dem Andrea? Da griff Gian nach der Decke, zog sie über das Linnen hinweg und fand die Kissen leer. Der Vogel war schon ausgeflogen, und er hatte den Bruder doch noch so eindringlich vor dem Einschlafen gebeten, er möchte ihn wecken, sie wollten auf alle Fälle gemeinsam ausziehen.

Das war wieder der Andrea, dem es wohl tat, ihm einen Streich zu spielen! Nun, zum Glück kam er immer noch früh genug. Die Mutter hatte unten in der Küche bereits einen siedenden Kaffee fertig gestellt. Sie steckte Gian ein Stück Brot zu und bemerkte in ärgerlichem Tone: „Andrea ist schon fort, ohne Kaffee, ohne Frühstück; weiß der Ruckuck, wann er sich aus dem Staube gemacht hat.“

Gian hatte es eilig. Mit gieriger Hast nahm er Schluck um Schluck und Biß um Biß. Im Huiement war die Tasse leer. Er ließ sich kein zweites Mal mehr einschenken, so sehr auch die Mutter an ihm herum nötete. Er weigerte sich auch, noch ein zweites Stück Brot in die Tasche zu stecken und rannte mit Indianergeklirr, wobei alle seine Glocken durcheinanderlärmten, ins Dunkel hinaus. Eine beißende Kälte segte ihm um die Nase, der Schnee knirschte unter seinen Füßen. Am Himmel glitzerten wenige Sterne. Bald traf er auf ein Trüpplein gleichaltriger Schulfreunde und schloß sich ihm an. Nun galt es, das ganze Dorf aus dem Schlummer zu wecken, und zwar so gründlich, daß die letzte und eingefleischteste Schlafmühe die Nacht aus den Augen rieb und der frohen, seltsam überlärmtten Botschaft lauschte: Chalanda Mars, erster März, Frühlingsanfang.

Allmählich wurde es Tag. Der weiße Schnee zog ihn noch eiliger herauf. In den Hütten und Häusern wurde es lebendig. Die Bauern melkten ihre Kühe in den Ställen, in den Stuben hantierten die Frauen, und der übermütige Zug der Frühlingsverkünder konnte daran denken, an die Türe zu klopfen und seinen Spruch zu sagen. Gian Caprez besaß von jeher eine besondere Gabe, Gedichte und Sprüche aller Art zu wirkungsvollem Vortrag zu bringen. Das war auch

beinahe das einzige, was ihm der Lehrer Florian Zambail zugute hielt. Wenn die ganze Klasse die auswendig gelernten Verse wie am Schnürchen herunterleierte oder in sträflicher Weise zerhackte, daß nichts Erfreuliches mehr übrig blieb, rief Zambail in heller Verzweiflung seinen „Nichtsnuß“ auf: „Gian, sag du's! Die Bande ist ja heute des Teufels!“ Dann erhob sich Gian, trat nach Geheiß vor die Klasse, und siehe da, die zerzupfte Blume fügte sich wieder Blatt um Blatt zusammen, und die Schüler waren selber erstaunt, was Gian aus diesen Versen machen konnte.

Aber das war in den Augen des alten Caprez eine recht brotlose Kunst. „Wär' gescheiter, er würd' mir ein Pferd striegeln helfen oder ein Heufuder laden“, hatte er in seiner nüchternen Weltbetrachtung schon oft gesagt. Nun, Gians besondere Befähigung, ein Liedchen munter vorzubringen, trug ihm heute die angenehme Pflicht ein, für das Trüpplein seiner Freunde den üblichen Frühlingspruch zu sagen. Sie verbanden damit eine kluge Rechnung und täuschten sich darin nie: die guten Bürgersleute waren weniger knauserig und öffneten gern ihren Beutel. Das war den jungen Stürmern die Hauptsache: sie brauchten Bazen und Kastanien für die Lustbarkeit am nächsten Sonntag. So sagte denn unermüdlich Gian den Spruch und ließ seinen Schall aus den Augen blitzen:

Chalanda Mars, Chaland' Avrigl!*
 Laschè las vachas our d'ovigl!
 Las vachas vaun culs vdels,
 Las nuorsas culs agnells,
 Las chevrass culs uzöls,
 E las giallinas faun ils övs.
 La naiv smartschescha
 E l'erva crescha.
 Scha 'ns dais qualchosa,
 Schi Dieu 's benedescha,
 E scha nun s' dais ünguotta,
 Schi 'l luf as sbuotta!

* Wenn wir diese romanischen Verse wörtlich ins Deutsche übertragen, lautet der Spruch:

Erster März, erster April!
 Laßt die Kühe aus dem Stall!
 Die Kühe gehn mit den Kälbern,
 Die Schafe mit den Lämmern,
 Die Ziegen mit den Zicklein,
 Und die Hühner legen die Eier.
 Der Schnee verfault
 Und das Gras wächst.
 Wenn ihr uns etwas gebt,
 So segne euch Gott;
 Und wenn ihr uns nichts gebt,
 So rupfe euch der Wolf!

Auf diesen keineswegs so wörtlich gemeinten frommen Wunsch gaben dann die Leute, die just im Vorraum des Hauses, im geräumigen Guler, erschienen, gerne ihr Scherflein, die einen, um der unermüdlich schellenden Horde bald los zu sein, die andern aus regem Mitgefühl für die Jungmannschaft, der man wohl eine Freude machen durfte, und wieder andere taten es mit roten Augen, von alten Erinnerungen übernommen, vielleicht sogar mit einer gewissen Behmut, daß die schönste Zeit des Lebens längst vorüber war. Kein Haus wurde verschont. Der neunzigjährige Holzer Nicolo Manzinoja mußte dran glauben wie die gebrechliche, noch in mittleren Jahren stehende Anneta Bidermann, die nur auf Krücken gehen konnte und sich den lieben langen Tag, wenn die Wärme es wenigstens zuließ, auf dem Bänklein vor dem Hause sonnte. Wenn sie mit ihrer Hände Arbeit nichts mehr verdienen konnte, raffte sie ein paar Rappen zusammen mit Wahrsagen, und es fehlte ihr nie an Leuten, die bei ihr guten Rat holten. Der Lehrer, der Pfarrer, der Totengräber, der Wegknecht Stiffler und die Bäckerleute Caviezel, alle mußten ihren Beutel öffnen oder ihre Kastanien spenden, und erst, wenn das ganze Dorf mit allen Ecken und Winkeln die Kunde von Chalandas Mars vernommen, flaute der Lärm ab, und die Trüpplein verzogen sich heimwärts. Die Frühlingsboten brachten einen guten Appetit nach Hause. Dort wurde auf dem Tische ausgebreitet, was der Feldzug eingetragen. Gian hatte viel Mühe, in all das Kleingeld etwas Ordnung zu bringen. Da klirrten Fünfer, Zehner und Zwanziger durcheinander. Einmal war sogar ein Fünzfziger dabei;

daneben aber lag bescheiden und beschämt ein roter Zweiräppler. Der rührte gewiß von der Wahrsagerin Anneta her. Die rechnete von jeher mit Kupfer, wenn die andern Nickelstücke spendeten. Die Summe des Ertrages war erfreulich, und Gian rechnete aus, daß die Jungmannschaft am nächsten Sonntag, wenn bei Spiel und Tanz in der „Alpenrose“ am untern Ende des Dorfes der Erlös vertan wurde, nicht knausern mußte.

Andrea trat zu ihm und hörte die Summe, die Gian eben behutsam in ein Säcklein zusammenraffte. „So viel haben wir bekommen?“ fragte er etwas ungläubig und schwang dabei seinen Sack. Ei, das mußte am nächsten Sonntag einen Schmaus absetzen, der geschwungene Nidel und diese Kastanien dazu! Das war von jeher das übliche Gericht gewesen, an dem man sich bei Spiel und Tanz und andern Zutaten in irgendeinem großen Hotelsaal erlustigte.

Es brauchte nicht viel, so wäre unversehens die schlummernde Feindschaft der Brüder wieder zum Ausbruch gekommen. Andrea prahlte mit seiner Kastanienfülle, Gian aber zählte unermüdlich das Geld, das er noch heute abliefern wollte. Er ließ auch durchblicken, daß er mit seinem Spruch, den er so manchmal aufgesagt, das meiste Verdienst am Zustandekommen dieser schönen Summe habe, während es keine große Mühe brauchte, den Sack hinzustrecken, wenn ihnen die Leute ihre Gaben hineinschütteten. Andrea hörte das nicht gern und glaubte Gian einen Hieb versehen zu können, indem er sagte: „Am Sonntag weiß ich schon, mit wem ich zusammensitze. Wir wollen es gemütlich haben! Nicht etwa, daß du uns ins Gehege kommst!“

Später Herbst.

Du kleine Birke hast dein goldnes Herz
In blauen Himmeln aufgehängt;
Da zittert's nun, und erdenwärts
Hat sich um dich das Moos gedrängt.

Dein weißer Stamm lehnt sich ins lichte All;
Umkosen soll ihn still der Wind,
Wenn rings die Tannen überall
In heil'ger Scheu erdunkelt sind.

Herta Schilling.

Die Nacht.

Es ist einer jener Spätsommerabende, die schon in ihrer Schönheit den Glanz und die Klarheit der kommenden Herbsttage in sich tragen. Der Abendhimmel verglüht in purpurnen Tönen; der See spiegelt die Pracht in seinen stillen Wassern. Ruhe und Frieden atmet die Natur, unbewußt ihrer Schönheit. Der Mensch muß sich

diesem Zauber öffnen, der ihn hier umfängt in der Größe der Natur. Wohllüstig genieße ich am offenen Fenster die herabsinkende Nacht. Sie breitet sich wie ein Schleier über Berge und See. Die Dämmerung webt zarte Fäden übers Land; sie künden den Herbst.

Am See erstrahlen rings die Lichter; sie bren-